

günstigen und einmal im ungünstigen Blickwinkel auf dem Fernsehschirm erscheine.

„Variety“, das mit seinen exakten Erfolgszahlen das Barometer der merkantilen Vergnügungsindustrie ist, urteilte über das McCarthy-Verfahren aus der gleichen Geschäftsperspektive, aus der es zum Beispiel ein Gastspiel der Folies-Bergère betrachtet. „Die Schuld an der Pleite lag am fehlenden echten Drama und am langweiligen, langatmigen Skript. Die Show wurde mit riesiger Vorausreklame vor einer aufnahmewilligen Zuhörerschaft von etwa 30 Millionen gestartet... Aber trotz ihrer Starnamen fehlte der Produktion jener Pfeffer, der für volle Häuser nun einmal notwendig ist... Die darstellerischen Leistungen waren matt im Ver-

Lokalstationen es vorzogen, auf McCarthys „größte Fernsehschau“ zu verzichten und sich mit der Sendung lokaler Ereignisse zu begnügen.

In Baltimore zum Beispiel wurde die Übertragung aus Washington mitten in einem Wortduell zwischen McCarthy und Stevens abgebrochen. Statt dessen brachte die Station eine Reportage über die Eröffnung eines neuen Clubhauses für den Berufs-Baseball-Club am Platze.

Den Fernseh-Star McCarthy trifft an dem Debakel direkt keine Schuld. „Der Senator, der ja bekanntlich zu den Veteranen des Fernsehens gehört, brachte beträchtlichen Schwung mit“, attestierte ihm „Variety“. „Aber seiner Fernsehrauferei mit der Armee geht es so wie den ganz teuren musikalischen Broad-

derswo. Dennoch kam der Daumen wieder in den Diskussionsstopp, als dieser Tage, Monate nach dem „Kosmotronen-Zinnober 1954“, die Problematik des studentischen Massenfaschings öffentlich noch einmal aufgekocht wurde.

Es begann mit einem Tumult bei der Vollversammlung der „Hochschule für Bildende Künste“, als ein Studentenvertreter den Kommilitonen beigebracht hatte, der Reingewinn dieses Faschings werde möglicherweise nicht, wie in den vergangenen Jahren, restlos an die beteiligten Studenten ausgezahlt, man wolle vielmehr etwa 10 000 Mark für den Sozialfonds oder für das Studentenwerk zurückbehalten.

Die darüber hochempörten Hochschüler hatten gewiß zum guten Teil für das Fest schwer geschuftet. „So hundertfünfzig Sektflaschen in einer Nacht aufmachen, da ist man fix und fertig“, sagt der Studentenvertreter Schulz van Trenck. Und ein Festordner gab der Versammlung zu bedenken, daß es „wahrlich kein Vergnügen“ sei, „vier Nächte lang dicke Männer am Eingang aufzuhalten“.

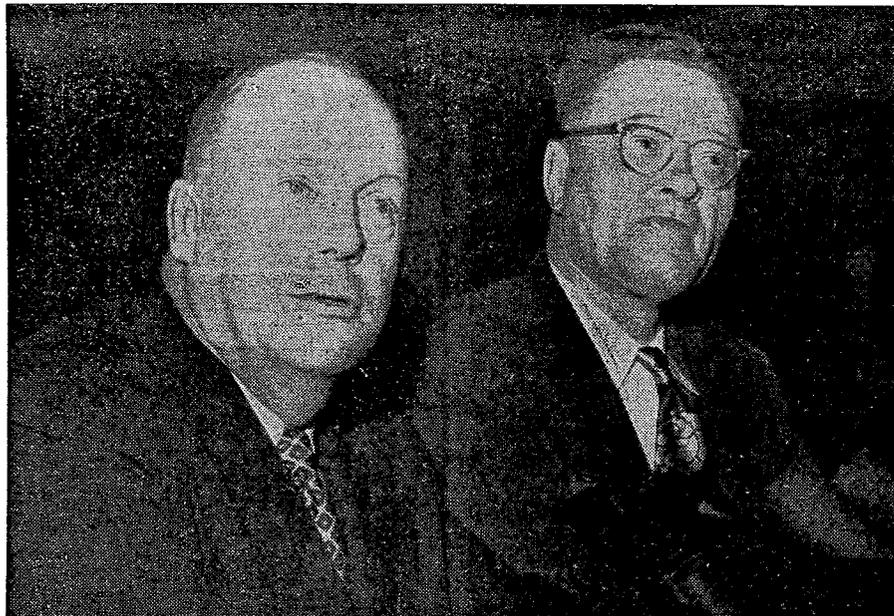
Obwohl dies einzusehen ist, rügte das „Colloquium“, die „Zeitschrift der Freien Studenten Berlins“, denn doch, daß die Kunst-Akademiker „ihr repräsentatives Faschingsfest eigentlich nur noch als Einnahmequelle und nicht mehr als Künstlerfest... bei dem sie alle Gastgeber sind...“, betrachteten.

Einzelne Studenten erhöhten während der vergangenen Jahre in fröhlichem Unternehmenseifer die Coca-Cola- und Sektpreise auf eigene Rechnung derart, daß sie mit schwer kontrollierbaren, aber beachtlichen Summen aus dem schweißtreibenden Geschäft hervorgingen. In diesem Jahre wurden aber die jungen Künstler, die hier im Privatnepp an den oberen oder wenigstens den reicheren Fünfzehntausend Berlins geschwelgt hatten, von der Festleitung entschlossen abgedrängt — zugunsten ihrer mehr genossenschaftlich denkenden Kommilitonen.

„Zinnober-AG: fallend“, war die „Colloquium“-Glosse anzüglich überschrieben. Die „AG“ hatte etwa 50 000 Mark Überschuß erzielt — die Zahl schwankt in der Festgeschichte. Die bei dem Unternehmen aktiv gewesenen Studenten — die Bar mädchen, Türhüter, Garderobenfrauen zum Beispiel — haben nach ihrer eigenen Ansicht diesen Betrag „verdient“. Daß soziale Einrichtungen, gegen die sie sonst gewiß nichts haben, vom Faschingsgelde mitgespeist werden sollen, erscheint ihnen nahezu als Betrug. „Wir können uns einen Sozialfonds nicht leisten!“ rief ein Paradox-Radikaler in die Versammlung, ein anderer entrüstete sich: „Man kann doch nicht erwarten, daß wir Geld verdienen, das uns dann als Almosen zugesteckt wird!“

Der Westberliner Dezernent für Hochschulfragen, Dr. Kruspi, meldete sich in der Abendzeitung „Der Kurier“ zu dem Problem. Er könne es nicht länger verantworten, öffentliche Gelder unbeschränkt als „Gehälter“ auszahlen zu lassen, immerhin sei der „Zinnober“ ein steuerfreies „Wohltätigkeitsfest“. „Ohne rot zu werden“, müsse er vor dem Senat mit der „Zinnober-Abrechnung“ und den beantragten Zuschüssen für die Studenten bestehen.

Dezernent Dr. Kruspi braucht nicht rot zu werden. Studentenführung und Hochschulsenat sind in der vorigen Woche dahin übereingekommen, daß die 17 000 Mark Faschingsüberschuß, die noch bereitliegen, nicht mehr „ausgeschüttet“, das heißt: als Quasi-Honorare verteilt, sondern verschiedenen Sozial-Einrichtungen der Studenten zugeschlagen werden.



Hauptrollen in der Fernseh-Schau: Senator **Mundt**, Untersuchungschef **Jenkins**

gleich etwa zur Arbeit des Kefauver-Ausschusses aus den Jahren 1950 und 1951, wo der verstorbene Senator Tobey die Sünder dramatisch beschwor, zu bekennen und zu bereuen. Was der Vorsitzende des jetzigen Ausschusses, Senator Karl Mundt, im Vergleich zu dem Gangster-Jäger Senator Kefauver bot, nahm sich wie die Darbietung einer Wanderbühne gegen die eines Spitzentheaters aus.“

Allein der Untersuchungschef Ray Jenkins wurde wegen seiner „virtuosen Darbietung“ gelobt. Als eine „einhundertprozentige Fehlbesetzung“ habe sich dagegen Armeeminister George Stevens entpuppt, der für seine „zivile St.-Georgs-Rolle im Kampf mit dem Drachen von Wisconsin“ überhaupt nicht qualifiziert sei.

„Kein Wunder also“, fährt „Variety“ fort. „daß die Zuschauer hinwegschmolzen wie Schnee am Äquator... Die Fernsehgeräte erlebten Massenabwanderungen.“

Die Fernsehleute brauchten anderthalb Tage, um in Blitzbefragungen die abfallende ja ins feindliche umschlagende Stimmung des Tyrannen Publikum festzustellen. NBC gab auf. Die beiden Zwergkonzerne ABC und Dumont, die tagsüber kaum Werbesendungen haben und daher nicht nur kein Geld verlieren, sondern durch die (fünf bis sieben Stunden langen) Gratis-Übertragungen aus Washington sogar Produktionskosten sparen, hielten notgedrungen an den Sendungen fest. ABC mußte jedoch feststellen, daß beinahe zwei Drittel der ihrem Netz angeschlossenen

way-Ausstattungsstücken aus der 300 000-Dollar-Klasse. Man verfügt über tolle Kostüme, phantastische Dekorationen, über die besten Stars, und doch fehlt das gewisse Etwas in der Musik, um all dem zum richtigen Erfolg zu verhelfen.“

Wieder einmal, meint das Blatt, habe sich bei Joe McCarthy die alte Binsenweisheit des Kintopps bewährt: „Selbst eine hundertprozentige Starbesetzung braucht ein gutes Drehbuch.“

STUDENTEN

AKADEMIE-BALL

Den Daumen ab

Dieser abgeissene Daumen“, erbittert sich der Kunststudent und Studentenvertreter Hirsig in Westberlin, „kommt uns praktisch immer wieder in die Quere“. Den Daumen soll eine hitzige Faschingsbesucherin von einem Cowboy abgeissen haben — 1953 beim „Zinnober“, dem Akademieball der „Hochschule für Bildende Künste“. Die Deutsche Presse-Agentur verbreitete den Unfall, und die Ostberliner Zeitungen nahmen den — im nächsten Jahre frisch servierten — Daumen als Symbol westlicher Sittenfäulnis.

Der Daumen sei nicht ab-, sondern nur sehr tief eingebissen worden, so daß man ihn klammern mußte, hieß es dann an-